

Der Brillantschmuck.

Erzählung von Marie Landmann.

Bolpiens hatten eine Erbante. Giegentlich war es eine große Großtante, nämlich die Schwester von Frau von Bolpiens Großvater mütterlicherseits, und was sie von ihr Erben sollten, war nicht das Gut, das sie früher besessen hatte, denn dieses war Majorat und längst auf einen entfernten Vetter übergegangen — auch nicht ihr beträchtliches Privatvermögen, über das sie schon zu Gunsten näherer Verwandten verfügt hatte. Es war vielmehr ihr Schmuck, ein Brillantschmuck von — wie man sagte — von unschätzbarem Werthe.

Der Schmuck war in der Bolpienschen Familie zum Gegenstande der Tradition geworden, er war geradezu sagenumwoben. Eine der früheren Besizerinnen hatte auf einem Hofball damit die Aufmerksamkeit eines Prinzen des königlichen Hauses erregt. Er sollte der Gegenstand monnigfacher Intriguen gewesen, einmal sogar gestohlen und auf merkwürdige Weise wieder erlangt worden sein.

Zu Frau von Bolpiens frühesten Kindheits Erinnerungen spielte er eine bedeutende Rolle. Ihre Mutter und Großmutter hatten ihr davon erzählt, und nur in der Beschreibung der einzelnen zugehörigen Stücke waren sie voneinander abgewichen. Die Großmutter berichtete von einem, die Mutter von zwei Armabändern, und der Großmutter zufolge war das große Halsband so eingerichtet, daß man es auch im Haar tragen konnte, während nach der Version der Mutter ein besonderer Haarschmuck vorhanden war.

Zu ihrer Konfirmation hatte die Großtante ihr einen Ring — bescheiden, wie er sich für ein so junges Mädchen paßt — beschenkt und dabei eine Anspielung auf den Schmuck gemacht, den sie dereinst zu erwarten hätte. Zu Frau von Bolpiens Hochzeit kam sie selbst. Man sah ihrem Erscheinen bei der Trauung erwartungsvoll entgegen, hoffte man doch bei dieser Gelegenheit die berühmtesten Brillanten zu Gesicht zu bekommen.

Die Enttäuschung war allgemein, als die Großtante ohne jeglichen Schmuck erschien. Sie habe, deutete sie an, nach dem Tode ihres Mannes die Wittwentrauer nicht mehr abgelegt und trage deshalb keine Brillanten. Andere erzählten, die alte Dame — alt war sie nämlich schon damals — lebe in bescheidenen Umständen, bescheiden oder gar um des Schmuckes willen ermordet zu werden und halte ihn deshalb vor allen Augen verborgen.

Dieser Eigenheit, die jedenfalls mit den Jahren zunahm, mochte es zuzuschreiben sein, daß Frau von Bolpiens auch bei den Besuchen, die sie der Großtante machte, den Schmuck niemals zu sehen bekam. Desto mehr hörte sie davon, denn die Besitzerin schien mit zunehmendem Alter immer lieber von ihren Brillanten, an denen sie mit Jählichkeit hing, zu sprechen und unterließ dabei nie zu versichern, daß der Schmuck dereinst ihrer theuren Großnichte zufallen werde.

Diese Gewissheit war denn auch Frau von Bolpiens Trost in den mancherlei Sorgen und Kummererissen ihres Ehestandes. Als ihr Mann im Abwancement zurückblieb, als die Kinderzahl größer wurde und die Einnahmen sich nicht in demselben Verhältnis vermehrten, wie die Söhne heranwuchsen und stärkere Ansprüche an die Eltern stellten, und als man begann, über die Versorgung der Töchter nachzudenken, immer war es in trüblichen Stunden und Tagen dieser Nothanker, an den sie sich hielt und auf den sie auch ihren Mann verließ.

Als dann vollends der arme Bolpiens plötzlich starb und seiner Familie nichts als die Pension hinterließ, wurde der Schmuck die einzige Hoffnung für sie und die Töchter. Wenn auch die Gegenwart trübe war, wenn man sich vielfach einschränken und auf manches verzichten mußte, so durfte man doch von der Zukunft Besseres hoffen. Dann würde sie — Frau von Bolpiens — eine hübsche Wohnung nehmen und eine perfekte Köchin, vielleicht sogar Diener und Equipage halten, eine Loge in dem Theater haben und allsommertlich eine Badereise machen können, und weber der Zukunft für die Söhne, noch die standesgemäße Verheirathung der Töchter würde ihr mehr Sorgfalt machen. Dies alles mußte ja einmal kommen, denn die Großtante, obgleich man gewiß nicht auf ihren Tod rechnen wollte und ihr gern das längste Leben gönnt hätte — war hoch in den Achtzigern und konnte doch naturgemäß nicht ewig leben.

die Großtante schied jedesmal unter Thränen der Rührung mit der Versicherung, daß sie sich für diese Liebe einmal dankbar beweisen werde.

In den letzten Jahren war sie indessen nicht mehr gekommen, und eines Tages meldete die schwarzumrandete Anzeige des Majoratsberrn, daß Marie Luise Wilhelmine, Frein von Wallenberg, geborene Gräfin Pfeil im neunzigsten Lebensjahre sanft entschlafen sei.

Bei Bolpiens herrschte infolge dieser Nachricht starke Aufregung. Frau von Bolpiens sorgte für Trauerkleider und traf eilige Reisevorbereitungen. Die Mädchen nähten Krepprüchen in ihre schwarzen Kleider, und die ganze Familie zeigte ohne Heuchelei eine anständige Betrübniß, aber es war doch menschlich, daß in diese sich eine frohe Hoffnung mischte und allmählich die Oberhand gewann.

Neunzig Jahre sind ein schönes Alter! Die gute Großtante war recht hinfällig geworden in den letzten Jahren und hatte wenig Genuß mehr vom Leben gehabt — und der Schmuck war ihnen schon so lange verprochen! Als die Töchter ihre Mutter zum Bahnhof begleiteten, wurden allerlei Wünsche laut, die jetzt nicht mehr unerfüllbar schienen und deren Gewährung die Mutter lächelnd zusagte. Allein im Coupee überlegte sie dann weiter, welche eigentlich schon längst nöthigen Anschaffungen für Hauswefen und Garderobe sie jetzt zuerst machen würde. Denn natürlich würde sie ja den Schmuck zu Gelde machen. Die Zeiten, in denen sie vielleicht daran gedacht hatte, ihn zu tragen, waren lange, lange vorüber. Auch ihre Töchter waren viel zu bescheiden erzogen, um die Brillanten für sich zu beanspruchen. Das Geld dagegen würde ein Glück für sie bedeuten. Oder ob sie für jede ein Stück, vielleicht einen Ring oder eine Kette, zurückbehielte, schon damit davon etwas in der Familie bliebe.

Es hing natürlich davon ab, wie groß im ganzen der Werth des Schmuckes wäre. Sie hatte dafür keinen Anhaltspunkt, aber sie stellte Summen auf, bald größere, bald kleinere, die sie für wahrscheinlich oder für möglich hielt, und machte bei jeder von ihnen eine ungefähre Berechnung, wie sie angelegt und wie die Zinsen verwendet werden sollten. Das Kapital selbst mußte unangetastet bleiben; außer in dem Falle, daß ein Theil davon zur Mitgift für die Töchter dienen konnte. Denn jetzt würden die lieben Mädchen sich sicher leicht verheirathen, sie waren ja so hübsch und so gut erzogen. Rita hatte nicht mehr nöthig, das Seminar zu besuchen, sie brauchte das Lehrerinnenexamen nicht zu machen. Und der Leutnant von Jsenbühl, der Ely im letzten Winter auf der Esibahn den Hof gemacht hatte, würde jetzt gewiß mit ersten Absichten herbeitreten — er oder ein anderer, den man vielleicht vorziehen würde. Wenn ihr nur Ely selbst nicht einen Strich durch die Rechnung machte! Jedenfalls müßte man, sobald die schickliche Trauerzeit vorüber wäre, anfangen, etwas mehr in der Welt zu leben, wenigstens noch in diesem Winter eine größere Gesellschaft geben.

Während der Sitzung Frau von Bolpiens unter solchen Gedanken davontrug, gingen die Töchter nach Hause und schmiedeten ebenfalls Zukunftspläne. Diejenigen der fruchtbarsten Rita gingen vorläufig noch nicht über den ersten Ball hinaus, während in den heimlichen Stunden, die Ely ihrer jüngeren Schwester anvertraute, war nicht der Leutnant von Jsenbühl, aber ein anderer Vertreter edler Männlichkeit eine bedeutende Rolle spielte.

Als sie nach Hause kamen, fanden sie Fräulein Bertin — gelprochen Bertang, denn sie stammte aus der französischen Kolonie — war von jeder die beste Freundin von Frau von Bolpiens und hatte sich jetzt eingefunden, um als Ehren-dame bei den jungen Mädchen zu bleiben. In alle Interessen der Bolpienschen Familie eingeweiht, nahm sie auch an dem gegenwärtigen Ereigniß den lebhaftesten Antheil, und wenn es möglich war, daß der Familienschmuck irgend eines Menschen Gemüth tiefer erregte, als das der glücklichen Erben, so war es das ihrige. Er bildete den Gegenstand ihrer endlosen Gespräche, die sich bis in die Nacht fortspannen und mit denen sie die jungen Mädchen in aller Frühe aus dem Schlaf weckte und ihre schäbtesten Hoffnungen zu unruhiger Erwartung ansetzte. Sie verstand so viel von diesen Dingen, und sie war mit allem, was den Schmuck betraf, so genau vertraut, daß man sich ganz auf sie verlassen konnte. Hätte es sich irgend geschickt, so hätte sie am liebsten ihre Freundin begleitet, um ihr als Rathgeberin und als Beschäferin auf der Heimfahrt zur Seite zu stehen, aber leider war das bei dem Mangel jeder verwandtschaftlichen Beziehung zwischen ihr und der Bolpienschen Familie unmöglich.

Frau von Bolpiens blieb länger, als man geglaubt hatte, da die Eröffnung des Testaments erst einige Tage nach dem Begräbniß stattfand, und die Legebäude der Dabeimgeliebten steigerte sich unterdessen zu einer fieberhaften Höhe.

Kamme Abends. Nur Eceline blieb abholen! So lautete das Telegramm, das endlich ihre Ankunft anzeigte, und Fräulein Bertin begab sich demgemäß allein nach dem Bahnhof, in Gedanken die Vorrichtung der Freundin lobend, die jedes Ausschauen klug vermeiden wollte.

Die Töchter dedten unterdeß jierlich den Tisch zu dem Abendbrod, für das sie allerlei kleine Lieblingsdelikatessen der Mutter besorgt hatte, bereitet den Tee und harrten dann sehnsüchtig am Fenster.

Endlich hielt eine Droschke vor dem Hause, sie stürzten die Treppe hinab, umarmten die Mutter, die zuerst ausstieg und wollten Fräulein Eceline die große Ledertasche abnehmen, welche sie unter ihrem Kadmantel verborgen gehalten. Sie wehrte indeß mit beständigem Winken ab, wies das Dienstmädchen an, den kleinen Koffer zu nehmen und trug die Tasche selbst die Treppe hinauf, hinter Frau von Bolpiens her.

Diese hatte schon Hut und Mantel abgelegt und saß an die Sofaede. Vor ihr standen die Töchter, hielten ihre beiden Hände und wunderten sich im Stillen, daß die Mutter nicht nur leicht abgegangen, was ja die Folge der weiten Reise sein konnte, sondern geradezu alter geworden und nicht ein bißchen beglückt, vielmehr niedergedrückt und beinahe traurig ausah.

Zwischen trat auch Fräulein Bertin ein, verließ sorgfältig hinter sich die Eingangstür und darauf auch die zweite Thür, die in das Schlafzimmer führte, ließ die Fensterhänge herab und setzte sich dann erst an den Tisch, indem sie die Tasche, die sie die ganze Zeit nicht losgelassen, mit beiden Händen auf den Knien festhielt. Die Mädchen blidten sie neugierig an.

„Und der Schmuck?“ Die ledte Rita that die Frage, die ihre Schwester nicht gewagt hatte, obgleich sie ihr ebenfalls auf den Lippen brannte.

Fräulein Eceline klopfte mit bedeutungsvoller Miene auf die Tasche. Frau von Bolpiens nahm zögernd einen kleinen Schlüssel aus dem Portemonnaie und reichte ihn der Freundin; sie sah dabei aus, als ob ihr jede dieser Bewegungen schwer würde.

Fräulein Bertin behielt jedoch, statt aufzuschließen, den Schlüssel in der Hand. „Erst muß eure Mutter etwas essen“, sagte sie dabei. „Rein, liebes Süßchen“, fuhr sie fort, als Frau von Bolpiens den Kopf schüttelte, „ich besetze durchaus darauf. Du hast nach allen diesen Aufregungen eine kleine Stärkung dringend nöthig, und Freudiges, das uns bedorrt, „genießes wir immer noch früh genug.“

„Freudiges?“ Frau von Bolpiens sagte das mit einem eigenthümlichen Lächeln, das beinahe ausah, als wollte sie anfangen zu weinen. Sie trant aber eine Tasse Thee, als auch einige Bissen von dem, was ihr die Töchter auf den Teller legten, und als das geschehen war, fing sie wirklich zu weinen an. Ely und Rita schmiegten sich bestürzt und jählich an sie. „Ach meine Kinder“, sagte sie sich endlich fassend, „erzähret nur nicht. Ihr seid noch jung, ihr werdet es vielleicht weniger schwer nehmen als ich.“

Ueber Fräulein Bertins ausdrucksvolles Gesicht ging bei diesen Worten ein wahres Wetterleuchten. Wirklich, liebt sie Summe, ich begreife dich gar nicht!“ rief sie in ausbrechender Festigkeit. „Das heißt doch undankbar sein gegen das Schickal, das heißt doch eine „Prevention“ beweisen, die ich dir, meine Theure, nicht zugetrout hätte. Aber freilich, deine Nerven sind erschüttert, das erklärt alles. Ihr aber, meine lieben Kinder“, wandte sie sich an die erschrockenen Mädchen, „ihre preißt die Vorlesung, die es gnädig mit euch meint. Statt der Verwünschungen eines großen Reichthums will sie euch das Glück bescheidenen, sorglosen Wohlstandes gewähren, und ich müßte euch, meine Theure, nicht kennen, wenn ihr damit nicht zufrieden wäret.“

Ely und Rita sahen sich noch immer verblüfft an, sie verstanden kein Wort von allem, was sie hörten.

Frau von Bolpiens hatte sich inzwischen gefaßt, und ein leichtes, wehmüthiges Lächeln ging durch ihre müden Züge. „Du hast vielleicht recht“, sagte sie. „Ich will mir Mühe geben, es auch so anzusehen.“

Die Sache ist die“, fuhr sie, zu ihrem Töchtern gewendet, fort, „daß der Schmuck im Lauf der Zeiten jedenfalls von seiner Vollständigkeit viel eingebüßt hat, — das nicht mehr alle Theile vorhanden sind — vielmehr — kurz, Kinder, von dem ganzen Schmuck ist nur noch ein einziges Stück übrig.“

„Ja aber was für ein?“ sagte Fräulein Eceline mit Nachdruck und erhob dabei die Hände. „Ein Stück, das zwar nicht Hunderttausende, aber doch Tausende werth ist, also für Leute von euren anspruchsvollen Gewohnheiten noch immer ein Vermögen bedeutet. Und jedenfalls ein Theil des ehrwürdigen Familienschmucks! Darf ich, Süßchen? Ich brenne von Verlangen!“

große Augen und wußten nicht recht, was sie sagen sollten. Was da einfach vor ihnen auf dem himmelblauen Sammet des Rüssens lag, war — eine Schußschmalle.

Jögernd entrang sich das Wort ihren Lippen. Die Mutter nickte. „Ja eine Schußschmalle!“ bestätigte sie. „Nicht einmal die dazu gehörige zweite ist da.“

„Was schadet das?“ sagte Eceline lebhaft und vorwurfsvoll. „Getragen hätte ihr sie auch nicht, wenn das Paar vollständig wäre. Daß es aber gerade eine Schußschmalle ist, das beweist doch am besten das ehrwürdige Alter des Schmuckes, das Stück ist dadurch um so werthvoller. Welch schöne alterthümliche Fassung! Und welche Steine! Dieser Glanz, dieses Feuer — das sieht man nicht so leicht wieder!“

Sie hatte die Schmalle aus dem Kästchen genommen, hielt sie auf den Kermelaufschlag ihres schwarzen Kleides und betrachtete sie mit entzückten Blicden. „Kösch die Lampe aus, Ely!“ befahl sie. „Und nun seht, wie das im Dunkel leuchtet und funtelt! Ist das nicht herrlich?“

„Ach sehe nichts“, sagte Rita. Ely aber ließ sich nach einer Weile überreden, daß sie das Funtel gleichfalls bemerkte.

„Darin erkennt man die echten Steine!“ rief das alte Fräulein enthußastlich. „Wirklich, Kinder, ihr seid Glückspilze. Vous etes nees coiffees! Erinnerst du dich noch der Brillantbroche, liebtes Süßchen, die wir damals in der Gewerbeausstellung sahen? Es waren nicht so große und schöne Steine wie diese, und sie waren zehntausend werth. Du wirst dich ja doch mit der Zeit davon trennen müssen, so schade es ist, aber für dich ist das eine bedeutende Summe.“

Frau von Bolpiens nickte. Zehntausend Mart würden sie allerdings nicht zu einer reichen Frau und ihre Töchter nicht zu begehrten Partien machen, aber sie von großen Sorgen befreien und ihr manche Annehmlichkeit gewähren. Und wenn die Mädchen sich vielleicht doch verheirathen würde sie ihnen immerhin eine hübsche Aussteuer geben können. Freilich müßten sie in ihrer engen Wohnung bleiben, und Rita mußte nun doch das Lehrerinnenexamen machen. Aber das war ja im Grunde nicht schlimm, und wer weiß, wieviel Gutes die Zukunft bringen mochte.

So dachte Frau von Bolpiens, während die optimistische Auffassung ihrer Freundin allmählich bei ihr Eingang fand, und als sie einige Zeit bei einander gegessen hatten, war ihnen allen zu Muthe, als wäre ihnen bei alledem ein großes Glück zu Theil geworden, wie etwa einem Mann, der hartnäckig und sehnlich das große Loos erwartet hat und der schließlich doch beglückt ist, wenn ihm ein viel kleinerer Gewinn zufällt.

Ein Stück des erlichten Schmuckes war es ja immerhin, das in greif- und sichtbar Wirklichkeit vor ihnen lag, und es bewachte sich auch hier, daß ein Sperling in der Hand besser ist als eine Taube auf dem Dache.

Eigentlich, Süßchen, ist es leichtsinnig, ein so kostbares Stück im Hause zu behalten“, sagte Fräulein Bertin, als sie sich spät zum Gehen anordnete. „Ich werde heute Nacht keine Ruhe haben aus Angst um dich.“

„Meinst du, Ecelinen?“ Frau von Bolpiens wurde selbst ängstlich. „Wenn du doch hier bleibest möchtest“, bat sie. „Gewiß, gern!“ versicherte die Freundin. „Ich bin zwar kein großer Schatz für dich, aber wenn es dir eine Veruhigung ist —“

Sie sahen still und gedrückt bei ihrer Arbeit am Fenster. Die Enttäuschung der Mutter belastete heut auch ihr hoffnungsvolles, junges Gemüth, und nach der hochgepannten Erregung der vorigen Tage machte sich jetzt der Rückschlag geltend.

„Du, Ely“, sagte Rita plötzlich, „sieh einmal, wer da geht.“ Ely sah zum Fenster hinaus. „Karl!“ entfuhr es ihr. „Dr. Karl Friße“, verbesserte sie sich gleich darauf mit verlegenem Erröthen.

„Und in welchem Widers!“ fuhr Rita fort. „Gehinder und helle Handschuh! Wo mag er eine Visite machen? Aber sieh nur, er biegt über die Straße — wahrhaftig, er kommt zu uns.“ Ely schwieg und wurde immer verlegen.

Plötzlich sprang Rita auf, tanzte losgelassen in der Stube umher und schlug lachend in die Hände. „Weißt du, was das bedeutet, Ely?“ Diese Worte bekommen eine verneinende Gebärde.

„So will ich es dir sagen: er wird um dich anhalten. Natürlich, er hat von der Erbschaft gehört und hält dich jetzt für eine gute Partie.“ „Fru!“ rief Ely bestigt. „Wie kannst du das von ihm denken?“ Und dann legte sie den Kopf auf den Tisch und brach in Thränen aus.

Rita stand erschrocken neben ihr und versuchte vergeblich sie zu trösten. Es klingelte draußen. „Nur, niemanden herein!“ rief Ely. „Allein schon hatte das Dienstmädchen die Thür des Wohnzimmers für Herrn Oberlehrer Friße geöffnet mit der Versicherung, daß die gnädige Frau zwar verreist, die jungen Damen aber zu Hause wären und sich gewiß sehr freuen würden.“

Rita verschwand in dem Augenblick durch die gegenüberliegende Thür und der Eingetretene fand erschrocken vor der weinenden Ely. „Entschuldigen Sie“, flötete er verlegen, „ich wollte die gnädige Frau — Ihre Frau Mutter —“

„Mama ist nicht zu Hause“, sagte Ely, indem sie sich hastig die Thränen abwischte. „So komme ich ein anderes Mal, wenn Sie gefahren — obgleich freilich — ich hätte eigentlich zunächst mit Ihnen zu sprechen und — ich sehe wohl, ich komme sehr ungelegen, aber —“

Ely wandte sich ab und ihre Thränen fröntem auf's neue. „Ely!“ rief er erschrocken, „liebt Fräulein Ely, was fehlt Ihnen? Was ist geschehen, ich habe kein Recht zu fragen, aber — ich habe Sie so lieb, und ich kam hierher, um es Ihnen zu sagen.“

Er brachte es stöckend und unbedüßlich vor und sah ihr dabei mit einem ehrlichen Wlad ängstlich und treuerzig ins Gesicht. Ely faßte sich. Ihre Thränen hörten auf zu fließen; sie stand blaß und stolz vor ihm. „Sie irren sich“, sagte sie leise, doch mit fester Stimme, „ich bin keine reiche Erbin.“

„Nicht!“ rief er in ausbrechendem Jubel. „Gott sei Dank! Das war mein einziger Kummer.“ Ely sah ihn etwas verwundert an. Dann überflog ein helles Leuchten das verweinte Gesicht. „Vergeb!“ flüsterte sie.

Sie reichte ihm ihre beiden Hände, die er mit stürmischen Küßen bedeckte. „Ich kann es dir im Grunde nicht verdenken“, sagte er, als er endlich wieder zu Athem kam. „Der Schein ist gegen mich, das fühlte ich selbst, noch ehe ich herkam. Aber so entschlossen ich vor wenigen Tagen war, mit meiner Werbung zu warten, bis ich in die nächste Stelle aufrückte, wie ich es mir vorgenommen — ich konnte nicht länger zögern, denn ich fürchtete, daß mir nun ein anderer zuvorkommen könnte — und siehst du, ehe ich dich verloren hätte, mag meinwegem lieber der oder jener denken, daß ich dich um der Erbschaft und des Geldes willen betraute.“

„Ich kann die Steine nicht verwenden, und ohne diese Voraussetzung erlassen Sie es mir wohl, ein Urtheil über den Werth abzugeben, das vielleicht Ihren Erwartungen nicht ganz entsprechen würde.“

„Das begreife ich nicht!“ rief Fräulein Bertin hervor. „Die Steine sind doch so groß, so schön —“

Der Juwelier zuckte die Achseln. „Ganz recht, meine Gnädigste, aber — sie sind falsch!“

Im Hinterhalt. Eine interessante Anekdote aus dem abenteuerlichen Leben Buffalo Bills wird von Frau Helen Gody Wetmore mitgetheilt. Diefelbe bezieht vor anderen derartigen Geschichten den Vorzug, auf einer wahren Thatsache zu beruhen, und ist daher von um so größerem Interesse.

Zur Zeit, als das Goldfieber in den Black Hills auf seinem Höhepunkt stand, ereignete sich eine Episode, welche einen packenden Beweis dafür liefert, wie sehr mein Held (Buffalo Bill) die Fähigkeit besitzt, sich allen Situationen anzupassen und ihrer Herr zu werden.

Herr Mahan aus West Superior, Wis., welchem sich eine Gesellschaft Goldsucher angeschlossen hatte, wurde mit dieser von einer Horde Indianer verfolgt und befand sich in hohem Gefahr der Gefangennahme. Als die Abenteurer bereits fast alle Hoffnung auf glückliches Entkommen aufgegeben hatten, trafen sie durch einen glücklichen Zufall Buffalo Bill an der Spitze eines Militär-Kommandos, welches auf der Suche nach Rothhäuten war. Buffalo Bill nahm sich der Sache sofort mit Feuer-eifer an, und da ihm der Aufenthalt der Indianer von den Verfolgten mit ziemlicher Genauigkeit angegeben wurde, so entwarf er sogleich den Plan zu einem Hinterhalt. Die Leute wurden in die umliegenden Gebüsche vertheilt, und der kühne Späher ritt allein nach der Richtung des Feindes zu. Kaum hatten die Indianer ihn erblickt, so begann auch schon eine wilde Hejrag.

„Bill“ lockte seine Verfolger immer näher nach dem Blase zu, wo seine Freunde versteckt lagen, und als die Indianer auf Schußweite herangelommen waren, ließ er sich plötzlich vom Pferde fallen, als ob er von einer feindlichen Kugel getroffen wäre. Sobald die Indianer dies sahen, knieten sie vor ihren Pferden ab, um den vermeintlichen Bewunderten gefangen zu nehmen. Dies war das verabredete Zeichen für die im Hinterhalt liegenden Weifen. Durch eine wohlgezielte Salve wurden sofort zehn Krieger niedergestreckt, die übrigen waren so bestürzt, daß sie mit leichter Mühe niedergemacht werden konnten, so daß auch keine einzige Rothhaut dem Gemel entkam. Aber noch waren die Abenteurer des blutigen Tages nicht zu Ende gelangt.

Buffalo Bill, welcher von früheren Streifzügen her die Gegend genau kannte, hatte ein kleines Thal zur Lagerstätte auserkoren und führte seine Schaar nach diesem Blase hin. Zu seinem Erschauen jedoch und zur Verführung der Uebrigen sah er, als der Zug auf einem das Thal beherrschenden Hügel anlangte, daß sein früheres Lager von einer nach Hunderten zählenden Horde Indianer besetzt gehalten wurde. Mit Gewalt war hier nichts zu machen, daher mußte Vist auch diesmal wieder zum Erfolge führen.

„Bill“ begab sich unbewaffnet und zu Fuß hinab in's Thal und verlanete dort, sofort vor den Häuptling geführt zu werden. Diesem, der den kühnen Weifen mit einem Gemisch von Stauen und Berachtung empfing, theilte er zunächst mit, wer er sei, worauf sich unter den Indianern sogleich Zeichen abergläubischer Furcht bemerkbar machten. Als Buffalo Bill dies wahrnahm, redete er den Häuptling wie folgt an:

„Du mußt diesen Blase sofort verlassen, falls Du nicht willst, daß sämtliche Frauen und Kinder getödtet werden sollen. Dort oben auf jenem Hügel befinden sich genug Soldaten, um Euch allen, wie Ihr hier seit, den Garaus zu machen.“ Mit diesen Worten wies er in die Höhe, und zu ihrem Schrecken sahen die bereits eingeschüchternen Weifen Gewehrkläufe und militärische Monturen aus dem dunkeln Laub hervordringen.

Die Vist hatte den gewünschten Erfolg. Schon nach einer halben Stunde konnten sich unsere Abenteurer auf der verlassenem Lagerstätte häuslich niederlassen.

Diese kleine Episode ist charakteristisch für das Ansehen, dessen sich Buffalo Bill bei den kriegerischen Indianerstämmen erfreut. Seine Unerlöschlichkeit, gepaart mit nie versagendem Scharfsinn, hat ihm den Ruf eingetragen, übernatürliche Kräfte zu besitzen.